

Mitgliederversammlung Erdöl-Vereinigung vom 26. Juni 2015 in Bern

Referat von Beat Kappeler

Trotz Frankenkurs: sieben tröstliche Wahrheiten zu den Aussichten der Schweiz

Es gibt die Schweizer Volkswirtschaft immer noch, trotz andauerndem Zerfall der Währungen aller Partnerländer, seit hundert Jahren.

Denn seit dem Ende des Goldstandards 1914, haben sich französischer Franc und italienische Lira kaufkraftmässig auf ein halbes Promille abgewertet – der Dollar auf 2.5%, der Schweizer Franken auf 10%. Wir Schweizer haben damit gegenüber Franzosen und Italienern pro Währungseinheit real 200 Mal mehr in der Hand als 1914 (gegenüber Amerikanern vier Mal mehr. Und genau so viel mehr würden die Preisschilder auf unseren Exporten lauten, hätten die andern nicht rasend inflationiert. Wir waren nicht immer gut, aber die anderen waren schlechter.

1

Dieser **Vergleich mit den Klassenschlechtesten** mag als erster, zwar nur behelfsmässiger Trost gelten. Die öffentlichen Finanzen aller westlichen Länder (ausser Skandinavien, Australien, Baltikum und Polen) sind desolat, und wenn die Zinsen irgendwann auf ein normales Mass steigen, sind sie bankrott, und auch Deutschland wird es schwer haben. Der Steuerdruck ist sehr hoch. Der „wedge“ würgt überall, als Differenz zwischen dem Nettolohn des Arbeiters und den Kosten der gleichen Stunde für den Arbeitgeber oder Kunden. Die meisten Länder sind desindustrialisiert. Die deutschen Tarifpartner haben sich soeben 3.4% mehr Lohn aufgeladen.

Griechenland bildet erst den Anfang der Zersetzung des Euro. Denn Italien und Frankreich sind bisher zwar ohne Reformen, dafür aber nicht wettbewerbsfähig, überschuldet und defizitär beim Staatsbudget und werden in fünf bis zehn Jahren neue Probleme der Gemeinschaftswährung schaffen. Der Franken wird also wie seit 1971 weiterhin im Aufwertungsdruck stehen, nur eine eigene Geldverluderung würde dies ändern.

Andererseits ist Asien ein ernsthafterer Konkurrent als die „Schlechten“ hier in Europa. Nicht einschlafen also!

2

Der zweite Trost hat mit der gastgebenden Organisation zu tun. Die Schweiz hat keine Rohstoffe des Industriezeitalters, sondern importiert sie wie etwa Oel oder Kohle. Entgegen der üblichen Sicht aber wird ein Land nicht „trotz“, sondern wegen dieses Fehlens reich. Denn die **Rohstoffpreise** sind gegenüber industriellen Produkten seit über 100 Jahren meist gefallen. Wer sich auf die Industrie und die Dienste spezialisierte, und den Rest billig einkaufte, war besser dran. Die Schweiz bezahlt für die Importe pro Kilo drei Franken und bekommt für ihr exportiertes Kilo zwölf Franken. Von diesen neun Franken leben wir.

Rohstoffreiche Länder verschwenden die Erträge für unproduktive Stellen, unterlassen die Industrie so wie Norwegen, Russland, Venezuela oder Arabien.

An vorindustriellen Rohstoffen war die Schweiz übrigens sehr reich, und nutzte sie – Wasserläufe, Holz, Flachs, regenreiche Graslandschaft für die Viehzucht. Seit 1500 war die Schweiz pro Kopf reicher als Deutschland oder Frankreich.

Dass **Rohstoffe gehandelt** werden, ist angesichts der ungleichen Verteilung zwischen Produzenten- und Konsumentenländern normal, dass dabei kurzfristige oder gehebelte Kurse sich bilden, ist noch viel normaler. Denn ohne Rohstoffhandel im Sekundentakt müssten alle Firmen dieser Welt eigene Lager für Oel, Kupfer, Kakao oder Getreide anlegen. Doch dank Handel kann man sie jede Sekunde bestellen und liefern lassen. Der Nationalrat hat bei der Regulierung vorletzte Woche gerade noch die Kurve zu dieser Einsicht gekriegt.

3

Solidität treibt nicht nur den Franken seit 1971 hoch, sondern sie trägt auch Früchte. Der neueste Aufwertungsschub hat die Importpreise innert Jahresfrist um 9.9% gesenkt. Der Oelpreis hat natürlich dazu beigetragen (Mineralölprodukte – 26%). Doch haben sich die **Gestehungskosten des grossen Input-Anteils** der Volkswirtschaft enorm gesenkt. Die inländischen Preise „ab Fabrik“ sind damit um 4.3% gesunken.

Nehmen wir dazu die 3.4% höhere Lohnkosten unseres grössten Kunden und Konkurrenten, dann ist vieles an der Aufwertung „vernarrt“ – und zwar nach einem halben Jahr.

Diese Importpreisdividende mag im Detailhandel zwar da und dort schmerzen, weil über die Grenze eingekauft wird. Doch insgesamt erklärt dieser stete Druck auf die Importpreise, warum die Schweiz nun für fast ein halbes Jahrhundert den geschmolzenen Dollar und die zerfledderten europäischen Währungen ausgehalten hat.

4

Der Dollar hat sich in der Abwertungsrunde seit Januar nicht bewegt, er liegt auf dem Niveau des letzten Jahres. Die anstehenden Zinserhöhungen und die anziehende Konjunktur machen ihn attraktiv für Anleger. Der Dollar könnte auf mittlere Sicht sogar zum „Blitzableiter“ der zitternden Anlegerhände in Europa und Asien werden – anstatt der Frankenraum. Dies ist eine neue und verblüffend hilfreiche Lage.

Denn am Dollar hängen die meisten Währungen Asiens, Lateinamerikas und Afrikas. Die schweizerische Exportgeographie hat aber dort viel mehr Schwerpunkte als jene der Europäer (Deutschland ausgenommen).

5

Ganz ohne Probleme wird die schweizerische Konjunktur allerdings nicht sein – ich bin etwas pessimistischer als die Konjunkturinstitute. Diese lassen bereits für die zweite Jahreshälfte wieder Wachstum auftreten. Doch wenn es stimmt, dass die meisten Firmen mehr out-sourcen wollen, um eben von den günstigeren Gestehungspreisen im Ausland zu profitieren, dann summiert sich dies zu einem eventuell brutaleren Stopp der Binnenkonjunktur. Bereits sind im ersten Quartal die Stellen leicht zurückgegangen – ein Trendbruch nach zwölf enormen Expansionsjahren um 1 bis 1.5% der Stellen jährlich. Weniger oder auch nur stagnierende Stellen werden die im Bau befindlichen riesigen Wohnungs- und Geschäftsbaukapazitäten nicht mehr füllen. Leerstände sind möglich, ein Erlahmen des privaten Bauens ebenso. Die Unternehmenssteuern nächstes Jahr werden unter hohen Lagerabschreibungen leiden, die Steuern natürlicher Personen nominell nicht zunehmen, das alles drückt auf öffentliche Infrastrukturaufträge.

Ohne schwarz zu malen: das **bisherige Breitenwachstum** mit immer mehr Stellen, aber ohne Leistungssteigerung pro Kopf ist **wohl zu Ende**. Dafür sind Chancen für Produktivitätssteigerungen intakt. Das hilft ebenfalls, den Frankenschock abzutragen. Dies dürfte ausserdem der tiefste innere Wunsch der 50,3% gewesen sein, welche für die Einwanderungsinitiative stimmten hatten.

6

Dann fügen wir die üblichen Pluspunkte der Soliditätsdividende unserer Volkswirtschaft an – **tiefe Steuern** für Firmen (immer weniger für Personen), dieses Jahr nur leicht, nächstes Jahr wohl stagnierende Lohnkosten der Firmen. Belegschaften, welche willig Ueberzeit machen,

um Aufträge nicht zu verlieren und Gesamtkosten zu senken, eine **Sozialpartnerschaft**, welche abgesehen von einigen Schreihälschen unter Unia-Funktionären von einer win-win-Situation ausgeht für Firmen wie für Arbeitende (im Gegensatz zu Südeuropa und Frankreich).

7

Der **Arbeitsmarkt im Speziellen** ist die wohl wichtigste Einrichtung unserer Konkurrenzfähigkeit (zusammen mit der Innovation und Forschung). Das heisst, eine Erwerbsbeteiligung der arbeitsfähigen Jahrgänge zwischen 16 und 64 von 82,4% (Weltrekord mit Island), eine fast gleich hohe Arbeitsmarktbeteiligung der Eingewanderten. Damit tragen 5 Arbeitende eine nicht-aktive Person aus diesen Jahrgängen durch, privat oder mit Sozialversicherungen, während in Frankreich, Italien, USA neuerdings zwei Arbeitende eine nicht-aktive Person tragen müssen – das sind Welten an Unterschied. Sodann arbeiten alle diese Personen deutlich länger für den zwar hohen Lohn als im Ausland (pro Schweizer Inländer 1000 h im Jahr, Frankreich ca. 620 h). Der Unternehmer bekommt mehr Stunden fürs Geld. Schliesslich kann die Firma leicht kündigen, ohne Arbeitsgerichte und lange Fristen im Normalfall, weshalb man eben auch leichterhand einstellt. Das haben die Funktionäre und Politiker des ganzen restlichen Kontinents nicht gemerkt. Ihre vermeintlichen Schutzmassnahmen wenden sich gegen die Arbeitenden.

Und schliessen wir den Arbeitsmarktteil mit dem Loblied der Lehre, welche die Jungen mit 20 Jahren „employable“ macht und die Industrie rettet.

Denken wir aber auch daran, dass eine wachsende Verbürokratisierung das Bildungs- und Gesundheitswesen ergriffen hat – viele, viele Chefs, Evaluatoren, Mediatoren, Rekursjuristen, die nicht an der Front arbeiten, sondern jene an der Front behindern und verteuern.

Denken wir auch daran, dass die Universitäten durch die Bologna-Reform zu Berufsschulen für solche Staatsstellen geworden sind, konformistisch, ehrgeizlos, mit Professoren, die genormt lehren müssen, und dass sich die Jungen in unendlichen Weiterbildungskaskaden selbst aus dem Arbeitsmarkt nehmen. Da gilt es zu Solidität zurück zu finden.

Der Schluss:

Solidität ist vorhanden, aber die Schweiz ist da und dort auf gefährlichen Pfaden.